

Rainer B. Jogschies



Reportagen

21 HAMBURG 90

Rainer B. Jogschies

21 Hamburg 90

Reportagen
aus einem Stadtteil

Nachttischbuch

Originalausgabe

© Nachttischbuch, Berlin 2013

Alle Rechte liegen beim Autor. Gerichtsstand ist Berlin bzw. Hamburg.
Nachdruck und jegliches Kopieren, auch auszugsweise und digital, ist ohne vorherige,
schriftliche Genehmigung des Verlages nicht gestattet und honorarpflichtig.

Illustrationen: Vandam, Bruchlos, Gräf, Jogschies

Fotos: Hadler, Heinrich, Henrici, Hollander, Jogschies, Junius, Paysen

Coverfoto und Harburg-Fotos: Rainer Jogschies

Gestaltung: Vandam, Berlin; **Druckberatung:** Rolf Paysen, Hamburg

Kontakt: info@nachttischbuch.de

Satz: Natibu, Hamburg; **Herstellung:** Books on Demand, Norderstedt
Printed in Germany

Bibliografische Informationen

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie.
Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Bibliographic information published by Deutsche Bibliothek: Die Deutsche Bibliothek lists this publication in the
Deutsche Nationalbibliografie; detailed bibliographic data are available at <http://dnb.ddb.de>.

Information bibliographique de Die Deutsche Bibliothek: Die Deutsche Bibliothek a répertorié cette publication
dans la Deutsche Nationalbibliografie; les données bibliographiques détaillées peuvent être consultées sur In-
ternet à l'adresse <http://dnb.ddb.de>.



ISBN-10: 3-937550-22-4

ISBN-13: 978-3-937550-22-0

Inhalt



1

Harburger gegen den Rest der Welt

Von Clowns und anderen Helden	10
Kopfüber	17
Rabentrufe	31
Das Kreuz mit dem Gewissen	37
Sauberer Mann vom Dienst	44
Menschen am äußersten Rand des Zwanzigsten Jahrhunderts	52
Die Erde wird eine Scheibe	73
Das Maß, auf das der Mensch schrumpft	81
Warten im Garten	95
Eigener Bedarf	101
Guter Stern	108
Schnitte	115

2

Harburg als Rest der Welt

Untertan	124
Hinterm Schreibtisch	135
Zimmer mit Auto	141
Fahrerfluchten	150
Umgehen	155
Grüne Beule	159
Minuten für Milliarden	168
Kleinod Technologiezentrum	171
Trümmer feiern	175
Blauer Planet	181

3

Alles wird schön um Harburg

Ein unerbetenes Grußwort	185 - 211
Bild-Hinweise	212
Über den Autoren	213
Verlagshinweise	214

Alles wird schön um Harburg

Ein unerbetenes Grußwort

zur „internationalen gartenschau“
(igs 2013)
und zur „Internationalen Bauausstellung“
(IBA 2013),
beide bei Harburg



Wo man wohnt, da ist es nie komisch. Das ist schon ärgerlich: Immer lachen nur die Anderen. Die Anderen, das sind beispielsweise die Zugereisten oder die Durchreisenden. Und überhaupt lächeln ja alle Woanderswohnenden mitteilend über das Zuhause der für sie Anderen, deren Hier und Jetzt. Da schämt man sich schnell mal. Besonders, wenn man auch noch stolz ist auf jenes kleine Stückchen Welt, das man womöglich sogar das „meine“ nennt.

Fremde bemerken falsche Nähe leichter. Solch eine, die sich selbst zu gerne schön, gemütlich und unentbehrlich redet. Lieber spricht man erst gar nicht darüber.

Und umgedreht ist es auch nicht viel besser: In der Ferne wird das Naheliegende nur zu leicht verdrängt.

Manchmal erzählen nicht einmal diejenigen leidenschaftlich von ihrer Heimat, die eben dort wohnen, wo Andere zu gern noch mal hin möchten – manchmal nur, um dort zu urlaube. So einer ist beispielsweise der genervte Römer: Von seiner korrupten und unfähigen Stadtverwaltung, dem zermürbenden Chaos auf den Straßen und der Tristesse einer quirligen Egozentrik, deren Überwindung nur in der Selbstaufgabe läge, spricht er gar nicht so gern.

Wo man wohnt, findet man es also oft nicht komisch. Die Bewohner fürchten nämlich auch, dass heimlich gelacht würde über womöglich längst offenbare Missstände der Stadt – während anderenorts vielleicht noch Bewunderung gehegt wird.

Von Fremden wird ja mancherlei Lüge und Selbstlüge glatt übersehen – so manches, was Einheimische bereits stört. Die können und wollen dann gar nicht glauben, dass es jenen anderen, die dort nicht wohnen, noch nicht aufgefallen ist. Beziehungsweise: nicht aufgefallen „sein will“ ...

So ist das sowohl mit der unerbetenen wie auch der unwillentlichen Aufmerksamkeit: Stets kommt sie etwas ungelegen – und trifft sowieso die Falschen! Immer. Immer wieder. Überall.

Es wird nämlich öffentlich, was man sich im Alltag zu übersehen angewöhnt hat. Es wird etwas sensationell, was man gewohnt ist. Oder welches man vielleicht lieber unter der Decke wüsste – erst recht dann, wenn es „bekannt“ wird.

So etwas nennen Medienkundler dann „Ökonomie der Aufmerksamkeit“: Weil es den flüchtigen Blick lenkt auf das scheinbar Einmalige in einer fast unübersehbaren Gleichförmigkeit.

Was aber soll daran wohl „ökonomisch“ sein, wenn ausgerechnet etwas „öffentlich“ wird, das längst mehr oder minder öffentlich war? Zwar nur im kleinen, eingeweihten Kreise. Aber wird es „ökonomischer“, wenn etwas im Medienrummel aufgeplustert wird, was eben diese Kreise stört?

Was man stattdessen am Ort lieber öffentlich machen möchte, um wenigstens ein Mal Aufmerksamkeit zu erregen, hat oft genug schon auf einer Ansichtskarte Platz.

Das Lächerliche und das Heimatgefühl müssen ja nicht einmal etwas mit den Tatsachen zu tun haben! Sondern vielleicht ja nur mit Annahmen, für die es zwar ein Fünkchen Wahrheit gibt, dem aber erst Fremde ein Feuer einhauchen! Es wird plötzlich brenzlich. Dann ist es am wenigsten komisch.

Es kann beispielsweise passieren, dass plötzlich alle Welt über eine Gegend redet, der das gar nicht recht ist. Den „Ostfriesenwitz“ beispielsweise mochten die damit verhöhnten „Ossis“ nicht. Jedenfalls solange nur sie so genannt wurden. Eine Zeit lang, nach dem Fall der Mauer, lachten sie dann über die anderen, die vermeintlich neuen „Ossis“.

Aber da der zwanghafte „Solidaritätsbeitrag“ für die „neu“ entdeckten Länder wohl noch die nächsten Jahre selbst die angeblich stoischen Ostfriesen beuteln wird, ist das vorbei.

Harburgwitzte hingegen versteht sowieso wohl keiner so richtig. Allenfalls der Harburger, wenn er unter sich ist. Es ist die Ausnahme von der Regel: Hier am Ort ist es überhaupt nicht komisch – wie überall. Aber die Einheimischen, die dort Anwesenden, lachen darüber – statt nur die kurz Zugereisten!

Beispielsweise über den hier: Fliegt ein Harburger in Urlaub. Fragt die Stewardess: „Möchten sie zur Begrüßung ein Getränk? Whisky? Bier oder einen Wein?“ Der Harburger schüttelt freundlich den Kopf: „Nein, danke, ich muss nachher noch fliegen.“ Nicht-Harburger ahnen düster, dass ihnen diese Art Humor eines Tages nicht so wie die „Ostfriesenwitzte“ auf den Wecker, sondern auf den Kopf fallen könnte. Seit am 11. September 2001 zwei Passagierflugzeuge in die beiden Türme des *World Trade Centers* (WTC) gelenkt wurden, von mindestens drei Attentätern, die in Harburg lebten, ist der Hamburger Stadtteil weltbekannt.

Aber wer kennt ihn schon wirklich? Wer würde ihn denn gern kennen lernen? Die Überflieger aller Länder?

Die Aufregung um jene „Terroristen“ aus der kleinbürgerlichen *Marienstraße* in Harburg-Eißendorf hat sich jedenfalls längst gelegt. Die Journalisten, die dutzendweise nahe dem *Museum für Frühgeschichte* nach Spuren des „Anschlags auf die zivilisierte Welt“ suchten, sind längst wieder daheim: im schneien Hamburg-Eppendorf oder -Winterhude. Vielleicht waren sie sogar aus dem edlen München-Schwabing oder aus dem mal an-, mal totgesagten Berlin-Mitte angereist. Dort heißen wichtige Straßen wohl nicht *Milchgrund* oder *Pferdeweg*, so wie in „21 Hamburg 90“, wie Harburgs Postleitzahl lange Zeit hieß. Es gibt in Eißendorf, einem Ortsteil Harburgs, mittags wieder freie Plätze in der Kneipe um die Ecke, nahe der *Marienstraße*. Das Schnellrestaurant *Schweinske* bekennt schon im Namen deutsche Lebensart und schreckt damit Moslems ab. Noch halten dort Reisebusse, auf der Suche nach dem „Terrornest“, wie es in den Boulevardzeitungen knapp und anheimelnd genannt wurde. Die kurzzeitige Kultursenatorin Dana Horáková, ehemalige Mitarbeiterin der *Bild*-Zeitung und dann im rechten CDU-Ronald-Schill-FDP-Senat, hatte vergeblich die Einrichtung eines „Terrormuseums in Harburg“ angeregt.

Es herrscht wieder bürgerliche Ruhe. Alles ist, wie es war. Obwohl doch alle Welt behauptet, dass „nichts mehr so ist, wie es war“! Vielleicht ist diese „Normalisierung“, welche der US-Präsident Bush sogleich als beste Waffe gegen „den Terrorismus“ empfahl, nur eine unsichere Beruhigung auf beiden Seiten?

Beruhigung bei denen, die eben dort wohnen, wohin die amerikanischen Bomber nicht flogen? Obwohl nach der ersten Reaktion des wieder aus seinem Bunker entlassenen US-Präsidenten doch „alle, die Terroristen Unterschlupf“ gewährten, „keine Ruhe finden“ sollten. Also auch die Harburger nicht?

Oder Beruhigung bei denen, deren Verwandte und Nachbarn getötet wurden in „uneingeschränkter Solidarität“ der selbst ernannten Freiheitsverteidiger aus den USA, Großbritannien, Frankreich und dem Rest der so unheimlich zivilisierten Welt? Nach eher vorsichtigen Berechnungen amerikanischer Sozialwissenschaftler starben fünfzehntausend und mehr „Zivilisten“ beim internationalen Afghanistanfeldzug nur im November 2001.

Das wären ebenso viele Menschen wie zuvor vor den Taliban und ihren nicht minder grausamen Vorgängern der (inzwischen verharmlosten) „Nordallianz“ nach Hamburg geflohen waren. Zum Jahreswechsel „nach den Anschlägen“, 2001/2002, wohnte ein knappes Zehntel dieser sechzehntausend Afghanen in Harburg, davon 53 in Eißendorf und 145 in Heimfeld.

Dort, unweit der berühmten *Marienstraße*, bummelt ein halbes Jahr „nach den Anschlägen“, im März 2002, der ehemalige Bundesverteidigungsminister Volker Rühle (CDU) die *Heimfelder Straße* hinauf. Es ist wieder freitags, um die späte Mittagszeit. Rühle ist schon auf dem Weg von der „S-Bahn-Station Heimfeld“ nach Hause, in den *Eißendorfer Pferdeweg*. Seine Frau hat ihn diesmal nicht mit dem Wagen abgeholt. Ohne einen Blick zur Seite schlendert er, wie seit vielen Jahren, missmutig am *Kabul-Basar* vorbei. Lediglich der neu eröffnete *Abidjan Afro Shop Heimfeld* lässt ihn verstohlen linsen. Wo kommen die denn nun wieder her, scheint er sich zu fragen.

Er weiß es wohl nicht, ebenso wenig wie es die Nachbarn jener früheren Metzgerei wissen. „In Harburg fängt der Balkan an“, wird in Hamburg gewitzelt. Den Harburgern ist das schnurz. Den Harburgern sind auch die Witzeleien egal, die „auf ihre Kosten“ gerissen werden. Sie geben sich immer noch stolz einer Illusion hin, die in „ihrem“ Stadtteil zum geflügelten Wort wurde: „Hier wird das Geld verdient, das in Hamburg ausgegeben wird!“

Nichts könnte falscher und eine gefährlichere Selbsttäuschung sein: Der Bezirk Harburg lag schon um die Jahrtausendwende mit einer Arbeitslosigkeit von im Schnitt über sieben Prozent und einer Sozialhilfeempfängerschaft von fast neun Prozent an der Statistik-Spitze der Stadtteile in Hamburg. Die über neunhundert Einkommensmillionäre, die den Ruf Hamburgs als eine der reichsten Städte Europas begründen, haben ihr Geld gewiss nicht dort verdient, erarbeitet schon gar nicht. Es ist vielmehr, wenn man von der allmorgendlichen Aufmerksamkeit der Staumeldung im *Deutschlandfunk* absieht, ein gottvergessener, längst abgestoßener Stadtteil zwischen bundesweit gefürchteten Harburger Autobahnauffahrten bis hin zum Elbtunnel. Dort endlich fängt Hamburg wirklich an!

Es ist ein Stadtteil, über den könnte die Sintflut kommen und keinen würde es so recht kümmern – wie beispielsweise 1962 jene Beamten, die nicht vor der „Großen Flut“ warnten. Sie schliefen gut. Der verantwortliche Hamburger Innensenator Helmut Schmidt (SPD) spielte sich nachher in Deutschland als großer „Retter“ auf – trotz Hunderten Toten in Harburg. Dieses eigene Unbedeutendsein bis hin zur Daueropferrolle wird in Harburg kaum wahrgenommen. Dass über den trockenen Realismus des Verkehrsfunks hinaus immer wieder tagesaktuelle Medien den Bezirk heimsuchen, nährt den Irrglauben, irgendwie irgendetwas Besonderes auf der Welt zu sein.

Denn es war im September 2001 keineswegs das erste Mal, dass Harburg im Zentrum überlokalen Interesses stand. Die Abstände werden sogar kürzer, in denen über diesen alltags bedeutungslosen Ort berichtet wird. Die Berichtsanlässe und mithin die scheinbare Allgegenwart entrückten den Stadtteil immer weiter von seiner gern verdrängten Gegenwart. Gerade ein Jahr vor den Anschlägen waren beispielsweise Fernsehkameras und Reporter nach Wilhelmsburg ausgeschwärmt – einem Ortsteil von Harburg bis zu einer Verwaltungsumstellung. Hier waren seinerzeit zehn Prozent der Bewohner arbeitslos gemeldet. Über zwölf Prozent waren als „Sozialhilfeempfänger“ rubriziert. Es gab vierzig Prozent Sozialwohnungen. Doch das war nicht das Medienthema. Es gab dort wesentlich Aufregenderes, jedenfalls für Außenstehende: Ein Kampfhund hatte auf einem Schulhof einen türkischen Jungen zerfleischt. Zwar war es nicht das erste Mal, dass in Deutschland Menschen unerwartet von spielfreudigen Haustieren zerrissen oder verstümmelt wurden. Doch diesmal stürzten sich die Medien Blut riechend auf den „Fall“, als sei es ein einzelner. Denn der Hund gehörte deutschen Sozialhilfeempfänger. Es war unausgesprochen wie kurz zurückliegende der „Fall Joseph“, bei dem 50 Skinheads ebenfalls einen „Knaben“ getötet haben sollten. Wiederum nur ein halbes Jahr davor berichteten Fernsehmagazine und überlokale Zeitungen, darunter *Der Spiegel*, ausgiebig aus einem Harburger Ortsteil mit noch mehr Sozialwohnungen (über 45 Prozent), aus Neuwiedenthal: Dort hatte sich ein Junge vor die S-Bahn geworfen, die durch Heimfeld und Wilhelmsburg nach Hamburg führt.

Die eben erst begonnene Aufzählung der Ausnahmesituationen und des Außergewöhnlichen, welche Medienkonsumenten landauf, landab, mal in kurzen Meldungen, mal in ausführlichen Reportagen achselzuckend als „Neues“ aus Harburg hörten, ließe sich zudem sehr umfänglich fortsetzen, leider.

Da war beispielsweise Anfang der Siebziger der junge Schüler Andreas Kobs, der sich tagelang an das Kreuz in der *Johanniskirche* kettete, weil er die Prüfung als „Kriegsdienstverweigerer“ (KdV) nicht bestanden hatte.

Da war Ende der Siebziger der Fensterputzer Thomas E., der monatelang vor Gericht vernommen wurde, weil Polizisten behaupteten, er habe rohe Eier gegen NPD-Redner geworfen – und so die Harburger Fußgängerzone fatal beschmutzt und obendrein damit „Landfriedensbruch“ begangen.

Da sprengte in den Neunzigern Arno Funke als „Dagobert“ zum Auftakt einer Bundesbahnerpressung ein Schießfach, im Fernbahnhof Harburg.

Da wurde der Bundesbahnchef Hartmut Mehdorn im Jahr 2000 erster „Ehrendoktor“ der *Technischen Universität* (an der mutmaßlich einige Attentäter studierten) – eine Ehrung für seine Verdienste um die bei Harburg angesiedelte *Airbusindustrie* (bei der ein Verdächtiger vom «Nine-Eleven» hospitierte).

Dort sollen demnächst jene Transportflugzeuge montiert werden, die europäische Truppen beispielsweise in ferne Einsatzgebiete wie Afghanistan verfrachten.

Unter Verletzung des geltenden Baurechts sollten 2004 in Fin-kenwerder mit einem Sondergesetz Bauern enteignet werden; Obsthaine wurden zur Startbahn asphaltiert. Ein Süßwasserreservoir inmitten der Elbe wurde mit Giftschlamm „verfüllt“. Und, und, und.

Dies ist gewiss keine Chronologie, allenfalls eine nur unvollständige Chronik des Irrwitzes. Sie erzählt andeutungsweise vom Amoklauf der Realitätssüchtigen, die die „Abweichungen“ vom Alltag stets dort gierig ausmachten, wo sie am wenigsten erwartet wurden. Und doch waren sie eben deshalb eben dort am ehesten zu erwarten. Genau dort soll das Unerwartete, wenn es denn hereinbricht, möglichst auch bleiben. Wo immer der schlimmste aller nicht erwarteten und doch erahnten Fälle wieder auftritt, ob mit Donner, Pech und Schwefel – da muss es doch zugleich so sein wie nebenan: so nah, so fern. So „anteilnehmend“, so weit weg von der Seele. So vertraut, so fremd. Da ist Harburg gewissermaßen als wörtlich genommener *locus communis* schon nicht so schlecht.

Andere Orte und Anlässe hatten es da offenbar schwerer. Was störte es in Deutschland beispielsweise, dass in Holland eine Flut – ein Jahr vor jener in Harburg – tausend Tote gekostet hatte? Wen kümmerte die Rentnerin im Ruhrpott, die eine Woche vor dem Jungen in Harburg zerbissen wurde – wenn doch die Jugend ohnehin Probleme hat, die Alten durchzubringen?

Die Muster der Horrorerzählungen aus dem so schrecklich normalen und normal schrecklichen Harburg sind zu einfach, als dass sie nicht medial funktionieren könnten.

Dort finden sich nicht strahlende Helden, sondern das alltägliche Scheitern gibt dem Alltag wenn schon nicht einen letzten Rest Würde, so doch zumindest fades „Mitgefühl“. Es erhebt die ewigen Verlierer über ihren Alltag und den der anderen, die sich für einen Augenblick zu interessieren scheinen.

Das Personal stimmt. Die Frisuren sitzen nicht. Es stinkt am Ort zum Himmel.

Aber man braucht es im Fernsehen oder der Illustrierten ja nicht zu riechen. Man kommt darüber ins Gespräch, irgendwie, irgendwo: mit all dem gespieltem, geheucheltem oder antrainiertem Kummer, jener medial geheiligten „Emotion“, welche

für Stunden, Tage und Wochen Schock gefrorene Gefühle „bewegt“, solche wie beispielsweise nach dem „Autotunneletod“ einer gar unglücklichen Prinzessin aus scheinbar ebenso kleinen Verhältnissen, eine Harburgerin in den Herzen derer, die sie als eine der ihren phantasierten.

Der bereits gängige, passende Slogan „powered by emotion“ ist von den Harburgern dummerweise nicht rechtzeitig als Copyright und Fremdenverkehrsmotto eingetragen worden. Auch wieder so ein Versagen, das ihnen keiner verbüßeln kann.

Der Witz – im Sinne von Originalität – kommt in Harburg eben lieber ver- als gestohlen daher: So nennt beispielsweise das Harburger Branchentelefonbuch *Gelbe Seiten* in der Rubrik „Kultur und Freizeit“ gleich an erster Stelle: „Akademische Fliegergruppe Hamburg e. V.“. Sie ist am „Arbeitsbereich Flugzeug-Systemtechnik“ der TU Harburg zu Hause.

Aber wer findet das noch anderswo komisch – im Sinne von merkwürdig?

Dabei gehen all die erwähnten Geschichten – die kleinen wie die großen – weit tiefer. Über die geläufigen Muster aus Sympathie, Sensation und sentimentaler Gefühlsduselei eines gängigen Emotainments hinaus ist zu erkennen, warum das abseits Liegende immer gleich als Ort des Abseitigen allseitig akzeptiert wird, ob es nun Ostfriesland, „neue“ Bundesländer oder Harburg sei.

Denn in der Provinz ist weniger die vermutete Langsamkeit zu Hause und auch nicht eine geradezu unerschütterliche Änderungslosigkeit.

Im Gegenteil: Hier trifft „man“ unerwartet auf eine explosiv verdichtete Zeit, in der mutmaßliche Veränderungen der allzu gewohnten Normalitäten auf einmal, scheinbar im Nu „passieren“. Sie sind allerdings nur insoweit „schnell“, als sie so krass kaum am Ort selber, sondern erst draußen erschrocken vernommen werden. Fernab, von außen.

Innen ist alles ruhig wie im Auge des Orkans. Es ist wie ein irrwitziges Kreisen, das kollabiert.

Michael Batz notiert in seiner Elegie «Harburg Poem» amüsiert, dass Harburg die „Entropie der schwarzen Löcher“ verkörpere.

Harburg tauchte in all den, oft sogar bemüht sozialkritischen Berichten, deren Anlässe hier nur unvollständig aufgereiht wurden, bezeichnenderweise stets als konturloses Nirgendwo auf, das so aber gleich die mediale Qualität eines „Überall“ bekam. Das war nicht nur der oft hektischen, wichtiguerischen Berichtssprache geschuldet.

Denn ausgerechnet durch das verbreitete, mediale Aufplustern sogar kleiner Anlässe zum geradezu Beispielhaften wird der Alltag, von dem keiner hören wollen würde, auf eine annehmbare Restgröße für die „Rezipienten“ verkleinert.

Das Schrille wird damit zum Maßstab, warum sich die Aufmerksamkeit gleichwohl ausgerechnet hierhin wandte. Wenn auch nur kurz. Es interessiert, was da geschieht – und doch auch wieder nicht. Es kann einem jeden Falls, von Mal zu Mal, egal sein. Die gängige Globalisierung von Vorurteilen und Geschehnissen in solch lauten Berichten, an die sich die Harburger wie an den Nieselregen und die stinkende Luft der gehätschelten Industrien im Ort gewöhnten, hatte oft nichts mit der Sache zu tun, die scheinbar zum Anlass genommen worden war.

Hunde werden ja nicht weniger bissig, wenn in Wilhelmsburg ein Kind zerfleischt wird. Die Umweltvergiftung wird nicht kleiner, wenn nun Windräder auf dem Gifthügel von Georgswerder Runden drehen.

Die „Achse des Terrors“ wird nicht schneller rotieren, wenn in der Mensa der *Technischen Universität Harburg*, der „letzten deutschen Universitätsneugründung“ vor der Wende, mehr Schweinefleisch serviert würde.

Am Beispiel des unbekanntenen und doch irgendwie weltbekannten Stadtteils Harburg lässt sich allerdings eines herauslesen: Die Abfolge, wann aus Anlässen in einer Alltagsumgebung Aktualitäten gepresst wird, wurde immer schneller. Und immer rascher vergessbar statt als Lehrstück erinnerbar. Die demokratische Öffentlichkeit wird so im Alltäglichen des „Sensationellen“ zermahlen.

Das nachbarschaftliche Achtgeben aufeinander in einer offenen Gesellschaft wurde zum Infotainment und schließlich zum Emotainment medial verformt. Menschen werden zu begafften Opfern, zu Sozial- oder Todesstatisten. Tod wurde zur Unterhaltung. Gefühle verkamen und verkommen zu „Emotionen“.

Man könnte am Beispiel Harburg, stiege man in die Archive der Rundfunkanstalten und Zeitungen, wohl eine geschlossene, aber markant andere Historie der Bundesrepublik Deutschland erzählen – eine, die Wunden und Risse genau so lebensnah zeigen müsste, wie sie diese unvollständigen Chroniksplitter bereits andeuteten.

Als vereinzelte Reportagen mögen sie kaum bedeutsam sein, schildern sie doch „lediglich“ den Alltag. Ihre „Bedeutung“ misst sich nämlich nicht am „Nachrichten-Wert“. Den geben sich die Medien täglich selbst vor. Im „Dokudrama“ als Machart, die ihre Zuschauer beim angeblichen Dokumentieren inszenierend „teilhaben“ lässt, wird augenfällig, dass es da allenfalls um Deutungen geht, sowohl im Sinne von Interpretation als auch von Ideologie.

Die tatsächliche Bedeutung beispielsweise eines Berichtes stellt sich erst nach Jahren im Kontext mit anderen Nachrichten ein.

Dann beispielsweise, wenn die Realität endlich die Realitäts-süchtigen Lügen gestraft hat. Wenn deren Prämissen und Prognosen sich vielleicht als eitle Ablenkungen herausstellten.

Es macht auch nichts, wenn solche Dekuvrierungen zunächst in „kleinen“ Zeitungen erschienen. Denn nicht die Nachrichten aus der Provinz sind provinziell, sondern, was aus ihnen danach medial oder grob kategorisierend gemacht wird.

Und oft sind auch nur die Verursacher von solch kleinen, vermeintlich unbedeutenden Nachrichten provinziell. Wie kleingeistig und perspektivlos manche „Politiker“ wie Wehner agierten, wird oft schon am Tag, nachdem sie etwas „durchsetzten“, deutlich.

Generationen, die noch Jahrzehnte nach ihnen an solchen Eintagsentscheidungen leiden, haben allerdings die „unbedeutenden“ Medienstücke, die sie begleiteten, zelebrierten oder auslösten, längst vergessen – sowohl die kleinen Alltagsberichte als auch die hysterischen Eintagssensationen.

Sie werden ungerechterweise scheinbar geschichtslos, aus Achtungslosigkeit der Medien, die sich oft genug als moderne Geschichtsschreiber aufspielen und doch nur Geschichten abliefern, die eher deren sehr eigene Redaktionsrealität und ihre Lebensentwürfe als vermeintlich aufklärende Journalisten widerspiegeln.

So eine bislang unerzählte Geschichte der Bundesrepublik würde am Beispiel des Stadtteils Harburg – sofern das jedenfalls der erste Überblick der erreichbaren Archive vermuten lässt – wohl keine solch gründlich gearbeitete Dokumentation wie «Die Kinder von Golzow» ergeben, mit der Winfried und Barbara Junge liebevoll und sorgsam den Alltag mehrerer Menschen in der DDR-Provinz zwischen 1961 und 1993 beleuchteten.

Es könnte allenfalls eine brutale Brikolage sein. Sie würde gleichwohl mehr erzählen als die einzelnen Ereignisse, die kurzzeitig ein „Thema“ in überlokalen Medien wurden. Für diese Vermutung gibt die Zusammenstellung der Geschichten in diesem Band einige Anlässe.

Das wiederholte, vernetzende Nachhaken, was ein scheinbar unbedeutender Beamter wie Helmut Raloff vorgeblich pflichtbewusst anrichteten, lässt dies dunkel erahnen.

Für eine solche Geschichte der Bundesrepublik, gewissermaßen „von unten“, finden sich hier erste Notizen. Einige Eckpunkte sind überdies erkennbar.

Sie markieren das Terrain für eine medial anteilnehmende statt einer höhnischen Ortskunde, zu einer präzisierenden Verortung scheinbar übergeordneter oder gar abstrakter Probleme. Es wurden zunächst vermeintlich unscheinbar Geschichten erzählt, die ineinander verwoben und im doppelten Sinne übergreifend sind. Sie berichteten aus einer unbeachteten Periode, in der beispielsweise am anderen Ende der Welt gerade die UdSSR das kleine Afghanistan besetzte und Saddam Hussein mit US-Hilfe im Irak die Macht übernahm.

Was nur hält all die wohlbekanntesten rasenden Reporter noch in dem wichtigtuersischen Irrglauben, sie würden mit ihrem sporadischen Tun vor TV-Kameras oder in Leitartikeln irgendetwas zur Wahrheitsfindung oder zur „realistischen“ Abbildung der Wirklichkeit beitragen?

Was nur, wenn man mit ein wenig Abstand zurückdenkt an das, über das sie „berichteteten“? Was ist erinnerlich, außer dass sie etwas oder sich zelebriert hatten?

Wer denn erinnert noch auch nur das Gesicht einer verstörten Schülerin des „Gutenberg-Gymnasiums“, die gerade eben ein Massaker überlebte – und dann gleich, am 26.4.2002 Johannes B. Kerner bloß irgendetwas ins ZDF-Mikrofon sagen sollte? Wie sehr haben sich Zuschauer an solcherart widerliche Shows gewöhnt, die in vermeintlicher Betroffenheit medial Amok liefen? Und dadurch einen nahezu beliebig werdenden Nachrichten Anlass mittels schamlosen Reportergehabs so garnierten und gewissermaßen als Live-Dokudrama inszenierten, dass er schnell in Erfurt zum Event mutierte, an dem dann auch andere Medienmacher nicht vorbeisehen mochten?

So war es beispielsweise in Sebnitz: Ehrenwerte und auch schurkische Journalisten der „großen“ bundesrepublikanischen Medien hatten kurz vor Weihnachten 2000 schamlos die Story verbreitet, fünfzig Skinheads hätten einen kleinen Jungen in einem „Spaßbad“ zu Tode gequält. Die „Bild“-Zeitung war dafür vom *Deutschen Presserat* ebenso gerügt worden wie die „tageszeitung“.

Ein Jahr später waren solch ausgehungerte, brechsatte Sensationssucher dann auch in Harburg! Nach dem Elften-Neunten. Mancher war auch vorher schon dort gewesen. Und es gab ein paar Schlagzeilen. Das war's dann – bis zum nächsten Mal.

Mehr war nicht? Mehr war nicht. Für solch vorgeblich professionelle Abspalten einer teilhaftigen Betroffenheit, das Rezipienten allenfalls als Emotionen-Hopping wahrnehmen können, gab der *RTL-News-Moderator* Peter Kloeppel ein eindringliches Beispiel. Er war von Kollegen „wegen seiner ruhigen Art“ am «11. 9.» bewundert worden. Er erläuterte sein „professionell nüchternes“ Tun scheinbar schüchtern ausgerechnet im Zusammenhang seines „privaten“ Denkens: Es sei erst nach der Live-Sendung ein komisches Gefühl für ihn gewesen, gestand er in einer der vielen Talkshows, die immer nur um jene Selbste kreisen, die sich für Höheres als die Nichtse halten. Die Bilder vom Aufprall der Flugzeuge habe er sich „nie wieder angesehen“; denn er habe doch so oft neben den Türmen des *WTC* gestanden und sich und seine Frau dort fotografieren lassen.

Diese Andenkenfotos waren offenbar mehr als personalisierte Ansichtskarten? Abscheinend, zumal wenn sie Journalisten der eiligen umherreisend flüchtigen Medien aus vielen Anlässen fertigen, bis daraus Ansichten werden.

Und manchmal ist weg, woran sie sich einst erinnern wollten. Aber *sie* waren dort. Immerhin.

Harburg ist nicht weg. Die Reisebusse kommen inzwischen seltener. Damals hatten sie die Übertragungswagen und geleast Limousinen mit der Fotoausrüstung im Kofferraum lediglich abgelöst. Die Fernsehzuschauer und Zeitungsleser wollten selber sehen, was es mit diesem unheimlichen Ort auf sich hatte. Zu sehen war dort aber nichts: Ein spießiges Haus nur, in der *Marienstraße*, die stets zugeparkt ist.

Da waren also mal eben bloß einige Reporter ohne Grenzen, aber mit vielen Beschränkungen. Es war – das sahen alle am Ort, eine ziel- und haltlose Schar, „Emotionen“ suchende Scouts sich weltläufig gebender Medien.

Sie haben in Harburg wohl – sieht man auf die Fülle der schreierischen Berichte und Filme (bis hin zu Spielfilmen) aus dem Stadtteil – ihren ebenso verdienten wie offenbar unvermutet steten Zwischenstopp gefunden. Sie schickten knappe Ansichtskarten von dort in alle Welt. Aber sie wussten wohl kaum, wo sie waren und wer die waren, die sie da vorfanden und die dort blieben.

Der Autor

Rainer Jogschies ist seit 1982 freiberuflicher Publizist. Er arbeitete u. a. als Journalist für das *Deutsche Allgemeine Sonntagsblatt*, *TWEN*, den *stern*, den *Spiegel* und den *vorwärts*.

Seine Drehbücher wurden im NDR und ZDF verfilmt. 1992 bekam er den *Glashaus*-Preis für das medienkritische Fernsehspiel «Vier Wände» verliehen.

Seit 1984 schreibt er auch Sach- und Fachbücher sowie Belletristik, unter anderem für Rowohlt, C. H. Beck, Eichborn, Rasch & Röhring und Ullstein.



Sein amüsanter Roman «Der Buchmesser» über einen jungen Autor und die Tücken der Buchbranche war 2004 die erste Veröffentlichung des Nachttischbuch-Verlags.

Einige der in diesem Buch verwendeten Begriffe wie „Seelenpolaroids“ oder „Emotainment“ entwickelte er in der Medienpraxis und -kritik.

2013 erscheint seine Fallstudien-Analyse «Emotainment – Der „Fall Sebnitz“ und seine Folgen für den Journalismus» (ISBN: 978-3-937550-21-3).

Der promovierte Politologe lehrte an einigen Hochschulen. Seit mehreren Jahren hat er sich wegen des Verfalls der Standards, fehlender Grundlagen der „Medienwissenschaftler“ und angesichts einer, wie er meint, „Studentengeneration aus Medienanalphabeten“ zurückgezogen.

Von Rainer Jogschies erschienen bislang im Nachttischbuch-Verlag:

- der medien-kritische Essay «Nirwana der Nichtse. Ortskunde» (ISBN-13: 978-3-937550-02-2) zur Berichterstattung um den „11. 9.“ und zur Wirklichkeit des „Terrornests“ in Harburg sowie
- der zeit-kritische Essay «Die Non-Stop-Gesellschaft» (ISBN-13: 978-3-937550-01-5) und
- der Roman «Der Buchmesser» (ISBN-13: 978-3-937550-00-8) sowie
- als Band 1 der *Reihe* |: *Reprints* «Der Buchmesser. Reloaded» (ISBN-13: 978-3-937550-16-9).

Die erwähnten Bücher sind bequem ganztägig und portofrei zu kaufen bei

• www.shop.nachttischbuch.de

Nähere Informationen erhalten Sie auch unter www.nachttischbuch.de/rainer_b_jogschies.phtml